

ANNE PERRY
Blinder Glaube



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Inspector William Monks engster Vertrauter, Sir Oliver Rathbone, ist zum Richter aufgestiegen und steht vor seiner bislang größten Herausforderung. Der Prozess, dem er vorsitzen muss, ist nämlich ein heißes Eisen: Verdacht auf Korruption in einer Kirchengemeinde. Ein charismatischer Pastor soll seinen Gemeindemitgliedern Spenden abgepresst, einige gar in den Ruin getrieben haben. Anfangs spricht alles gegen den Geistlichen, alles läuft auf eine Verurteilung hinaus. Dann, plötzlich, wendet sich das Blatt: Mithilfe seines Kronzeugen, einem anderen Pastor der Gemeinde, gelingt es dem Angeklagten, die Belastungszeugen als schwach, emotional instabil und unzuverlässig hinzustellen. Der Fall scheint verloren. Bis Rathbone erkennt, dass er im Besitz eines Beweismittels ist, mit dem er den Verlauf des Prozesses ändern und die Wahrheit ans Licht bringen könnte. Doch damit bringt Rathbone nicht nur sich selbst, sondern auch seinen Freund Monk in höchste Gefahr ...

Weitere Informationen zu Anne Perry
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Anne Perry

Blinder Glaube

Roman

Aus dem Englischen
von Peter Pfaffinger

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»Blind Justice« bei Headline Publishing, London.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2014

Copyright © der Originalausgabe

2013 by Anne Perry

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagbild: CollaborationJS/Arcangel Images

LT · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48046-3

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Susanna Porter gewidmet

Hester ließ den Hansom vorbei, dann überquerte sie die Portpool Lane und betrat die Klinik für kranke und verletzte Prostituierte.

Kaum hatte Ruby sie erkannt, leuchtete ihr vernarbt Gesicht auf.

»Ist Miss Raleigh da?«, wollte Hester wissen.

Rubys Schultern sackten nach unten. »Ja, Ma'am, aber irgendwas stimmt nich' mit ihr. Am Anfang dacht' ich ja, sie wär' wie handgeschnitzt für diese Aufgabe, aber heute Morgen kam sie mir so vor, als hätt' ihr Liebster sie vor dem Traualtar sitzen lassen, so verheult und verstört war sie.«

Hester starrte sie benommen an. Josephine hatte doch bezeugt, sie sei im Moment nicht auf Männer aus und habe gewiss nicht vor, den Pflegeberuf so bald aufzugeben.

»Wo ist sie jetzt?«, drängte Hester. »Können Sie mir das sagen?«

»Wir haben 'ne Neue reinbekommen«, antwortete Ruby. »Übel zusammengeslagen. Über und über voller Blut. Sie wird sich wohl um sie kümmern. Aber das war vor 'ner halben Stunde.«

Hester bedankte sich und eilte in den Gang hinaus, wo sie sich bei allen, die ihr über den Weg liefen, nach Josephine erkundigte. In der ehemaligen Speisekammer, in der jetzt die Medikamente aufbewahrt wurden, traf sie die Gesuchte schließlich zwischen den Regalen beim Zählen und Ordnen der Vorräte an.

Josephine war ein hübsches Mädchen, das Gesicht vielleicht zu ausdrucksstark, um als schön in einem konventionellen Sinne zu gelten. Heute jedenfalls waren ihre Wangen tränenüberströmt, die Augen stumpf und die Lippen so fest aufeinandergepresst, dass die Kiefer- und Halsmuskeln deutlich hervortraten. Hesters Eintreten nahm sie gar nicht wahr.

Bevor sie Josephine ansprach, schloss Hester der Vertraulichkeit halber die Tür ab. Und wie stets redete sie nicht lange um den heißen Brei herum. Die Medizin ist keine Kunst, die viele Umschweife erlaubt, und Hester hatte es sich angewöhnt, die Dinge unverblümt anzusprechen.

»Wo drückt Sie der Schuh?«, fragte sie sanft.

Josephine fuhr erschrocken herum und blinzelte Hester mit flatternden Lidern an, während ihr die Tränen unkontrolliert über das Gesicht strömten.

»Es ... es tut mir leid. Ich ... ich werde mich bestimmt gleich wieder fangen.« Sie war sichtlich beschämt darüber, dass sie sich in ihrem Kummer derart gehen ließ, zumal sie doch die Aufgabe hatte, den Schmerz *anderer* zu lindern.

Hester legte ihr behutsam die Hand auf den Arm. »Sie müssen etwas wahrhaft Schlimmes erlebt haben, dass Sie derart aus der Fassung geraten. Sie haben hier schon entsetzliche Wunden gesehen und Sterbende gepflegt. Wenn etwas Sie so tief verletzt, lässt es sich nicht in ein paar Minuten beheben. Sagen Sie mir doch, was es ist.«

Josephine schüttelte den Kopf. »Sie können da nicht helfen«, brachte sie mit tränenerstickter Stimme hervor. »Ich ... ich muss arbeiten. Wirklich ...«

Doch Hester ließ nicht locker.

»Es gibt nichts, was irgendetwas tun kann«, beharrte Josephine, sich immer noch sträubend.

Hester zögerte. War es zu aufdringlich von ihr, wenn sie nachbohrte? Sie mochte diese junge Frau auf einer tiefen,

instinktiven Ebene, als würde sie sich selbst in ihr wiedererkennen. Und sie wusste nur zu gut über den Schmerz und die Einsamkeit Bescheid, die man in diesem Beruf anfangs durchlitt. Sie hatte jenes alles überwältigende Gefühl von Hilflosigkeit am eigenen Leib gespürt, wenn die physischen Qualen, ja, das Sterben um einen herum jedes menschliche Fassungsvermögen überstiegen und man nichts anderes tun konnte als zuzuschauen. Und obendrein steckte man selbst noch mitten in den üblichen Herzschmerzen des Lebens.

»Sagen Sie mir es trotzdem«, ermunterte sie Josephine.

Diese zögerte, dann richtete sie sich mühsam auf, schluckte schwer und fingerte nach einem Taschentuch, in das sie sich ausgiebig schnäuzte.

Hester wartete. Ihr Blick wanderte zur Tür. Natürlich, der Schlüssel steckte noch. Niemand konnte hereinplatzen.

»Meine Mutter ist schon lange tot«, begann Josephine. »So sind mein Vater und ich uns sehr nahegekommen.« Sie nahm einen tiefen, zittrigen Atemzug, in dem Versuch, eine ruhige, fast emotionslose Stimme zu wahren, so als trüge sie eine Berechnung vor, die sie persönlich nicht berührte. »Seit gut einem Jahr geht er zu einer nonkonformistischen Kirche. In der Gemeinde dort hat er viele Freunde gefunden. Und er erlebte eine gewisse Herzlichkeit, die ihm mehr gab als das Ritual der Church of England, das er als ... kalt empfand.« Erneut schluckte sie.

Hester unterbrach sie nicht. Bisher hatte sie nichts Merkwürdiges oder gar Schreckliches gehört. Ihr war nie in den Sinn gekommen, dass Josephine sich den Kopf darüber zerbrechen könnte, welcher Kirche ihr Vater angehörte, solange sie in einem weiteren Sinne christlich war. Eine gute Krankenschwester – und Hester wusste, dass Josephine das war – sah das Leben zu pragmatisch, um an solchen Dingen Anstoß zu nehmen.

Wieder holte Josephine mit bebenden Nasenflügeln Luft. »Er hat mir erzählt, dass die Pastoren viel Gutes tun, sowohl hier in England als auch in fremden Ländern. Sie brauchen Geld, um Menschen in Not Lebensmittel, Medikamente, Kleider und so weiter spenden zu können.« Sie forschte in Hesters Gesicht nach einem Zeichen von Verständnis.

Hester durchbrach die lastende Stille. »Das klingt ganz nach christlichem Handeln. Haben sie das Geld denn nicht dafür verwendet?«

Josephine blickte sie verblüfft an. »O doch! Das haben sie ganz bestimmt getan. Aber sie wollten sehr viel! Sie haben ihn bedrängt, noch mehr zu spenden. Er ist kein reicher Mann, doch er hat immer auf ein gepflegtes Äußeres geachtet, sich gut gekleidet. Verstehen Sie, was ich meine? Vielleicht haben sie ihn für wohlhabender gehalten, als er tatsächlich ist.«

Allmählich dämmerte Hester, worauf das hinauslief.

Josephine beobachtete sie jetzt aufmerksam, als klammerte sie sich wider besseres Wissen an irgendeine Hoffnung. Mit brüchiger Stimme fuhr sie fort: »Sie haben ihn unaufhörlich um immer mehr gebeten, und es war ihm zu peinlich, abzulehnen. Es ist nicht leicht, zuzugeben, dass man sich derlei nicht mehr leisten kann, vor allem, wenn einem gesagt wird, Menschen würden verhungern, und man weiß, dass man selbst immer etwas zu essen hat, auch wenn es nur ein bescheidenes Mahl ist.«

Hester sah den Schmerz im Gesicht der jungen Frau, in ihren Augen, in den um ein Taschentuch verkrampften Händen. Angst, Scham und Mitleid schienen sie zu zermürben.

»Sie haben ihn bedrängt, mehr zu spenden, als er sich leisten konnte«, schloss Hester mit leiser Stimme.

Josephine nickte, die Zähne fest aufeinandergepresst, um den in ihr aufsteigenden Gefühlen standzuhalten.

»Sind die Schulden beträchtlich?«, setzte Hester nach.

Josephine nickte erneut. Und auf einmal war in ihrem Gesicht jede Hoffnung erloschen. Sie ließ den Kopf sinken, wie um der Missbilligung zu entgehen, die sie von Hester offenbar erwartete.

Hester verspürte einen Stich im Herzen. Mit Macht kehrte die Erinnerung an ihren eigenen Vater zurück, so wie sie ihn vor zwölf Jahren bei ihrem Aufbruch auf die Krim gesehen hatte. Zu der Zeit musste die junge Frau ihr gegenüber noch ein Kind gewesen sein. Er war wegen ihrer hehren Pläne so stolz auf sie gewesen und hatte es sich nicht nehmen lassen, sich am Hafen von ihr zu verabschieden. Sie konnte wieder den salzigen Wind riechen, die Möwen schreien und die Taue knarzen hören, während ihr Schiff auf dem Wasser schaukelte und sich mit seinem ganzen Gewicht gegen die Verankerung stemmte.

Das war das letzte Mal, dass sie ihn gesehen hatte. Er war aus ganz anderen Gründen in Not geraten als Josephines Vater, auch wenn beide von Barmherzigkeit und einem strengen Ehrbegriff geprägt waren und wohl auch den gleichen Schmerz empfunden hatten. Auch er war unter Druck gesetzt und dann betrogen worden. Die Scham darüber hatte ihn dazu getrieben, sich das Leben zu nehmen. Hester war weit entfernt auf der Krim gewesen, wo sie völlig fremde Männer versorgte, während ihre eigene Familie allein zurückgeblieben war und sich ihrem Kummer ohne sie stellen musste. Ihre Mutter war nie darüber hinweggekommen und kurz danach gestorben, als die Nachricht vom Tod ihres zweiten Sohnes im Krimkrieg sie erreichte.

Bei ihrer Rückkehr nach England waren Hester die Trauer ihres einzigen noch verbliebenen Bruders und sein Zorn auf sie entgegengeschlagen, weil sie nicht da gewesen war, als sie dringend gebraucht wurde, sondern sich irgendwelchen Fremden gewidmet hatte.

Ihr Verhältnis zueinander war immer noch distanziert; mehr als den gelegentlichen Austausch von Weihnachtskarten oder sporadische Briefe mit formellen Floskeln gab es nicht.

Hester wusste aus eigener Erfahrung weit mehr über Kummer, Schuld, Hilflosigkeit und finanzielle Nöte, als Josephine Raleigh sich das vorstellen konnte.

Doch jetzt hatte sie Josephines Antwort auf ihre Frage überhört. Sie kam sich töricht vor.

»Verzeihen Sie«, sagte sie sanft, »ich habe gerade an jemanden gedacht, den ich sehr geliebt habe ... und der auf eine ganz ähnliche Weise litt. Ich konnte ihm nicht helfen, weil ich damals bei der Armee auf der Krim war. Und als ich heimkam, war es zu spät. Sind die Schulden denn sehr hoch?«

»Ja«, flüsterte Josephine, »es ist mehr, als er je zurückzahlen kann. Ich werde ihm alles geben, was ich habe, aber es ist längst zu spät. Ich kann nie und nimmer so viel verdienen, dass ich ...« Sie verstummte. Es hatte keinen Zweck, etwas zu erklären, das nur allzu offensichtlich war. Abgesehen davon ließ sich auch mit noch so viel Anteilnahme nichts mehr ändern.

Hester suchte fieberhaft nach Worten, die hier helfen mochten, nur um in der bitteren Gewissheit bestätigt zu werden, dass auch sie die Zeit nicht zurückdrehen konnte, um noch einmal von vorn zu beginnen. Mit rauer Stimme antwortete sie schließlich: »Ich könnte mir vorstellen, dass diese Herren an jedes Gemeindemitglied herantreten, von dem sie glauben, es hätte vielleicht etwas Geld übrig?«

Josephine schluckte. »Ja, das ... das sehe ich auch so.«

Schritte näherten sich im Gang draußen, verharrten und entfernten sich.

»Vielleicht ist hier doch Unredlichkeit im Spiel«, sinnierte Hester. »Womöglich wird Druck ausgeübt, um nicht zu sa-

gen ... ich weiß nicht. Ich werde meinen Mann fragen. Er ist Polizist. Vielleicht können wir etwas tun ...«

Josephines Züge verzerrten sich. »O nein!«, rief sie bestürzt. »Bitte nicht ... das wäre eine furchtbare Demütigung für meinen Vater. Die Schande würde ...« Sie schnappte nach Luft. »Dann würde es ja so aussehen, als wäre er nicht bereit, denen zu geben, die viel dringender auf Hilfe angewiesen sind als wir. Das wäre ...«

»Josephine!« Hester spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht stieg. »Ich habe gewiss nicht die Absicht, mich so tölpelhaft zu verhalten. Natürlich wäre das eine Demütigung für ihn!«

Josephine schüttelte den Kopf. »Sie verstehen nicht ...«

»O doch!«, widersprach Hester, bevor sie ihre Worte abwägen konnte. »Der Mann, den ich vorhin erwähnt habe, war mein Vater. Ich glaube, er ist an der Schande gestorben. Ich werde nachforschen, soweit mir das möglich ist, ohne Namen zu nennen, das verspreche ich Ihnen.«

Josephine war noch nicht überzeugt. »Wie soll das gehen? Er würde glauben, ich hätte ihn verraten ...«

»Er wird nichts davon erfahren. Glauben Sie nicht auch, dass er niemandem wünscht, so zu leiden wie er? Und was das betrifft, würde es mich wundern, wenn er das einzige Gemeindemitglied wäre, dem es so ergangen ist. Sehen Sie das nicht auch so?«

»Wahrscheinlich. Aber wie wollen Sie Abhilfe schaffen?«

»Das weiß ich noch nicht«, gab Hester zu. »Vielleicht bekomme ich erst dann eine klare Vorstellung davon, wenn ich es versuche. Aber diese Machenschaften müssen aufhören.«

Josephine brachte ein winziges Lächeln zuwege. »Danke.«

Hester lächelte zurück. »Wo ist denn diese Kirche, und wie heißt der Mann, der ihr vorsteht?«

»Abel Taft. Die Kirche ist an der Ecke Wilmington Square und Yardley Street.« Josephine runzelte die Stirn. »Aber Sie

leben südlich des Flusses, meilenweit entfernt! Wie wollen Sie den Pastoren erklären, dass Sie ausgerechnet dort oben in den Gottesdienst gehen?»

Hesters Lächeln wurde zu einem breiten Grinsen. »Mit dem Ruf der Gemeinde, das wahre Christentum zu praktizieren, natürlich!«, antwortete sie sarkastisch.

Josephine musste nun doch lachen, während ihr gleichzeitig Tränen der Dankbarkeit in die Augen traten. Dann schüttelte sie sich abrupt, straffte die Schultern und strich ihren grauen Rock glatt. »Ich habe zu tun«, erklärte sie, jetzt wieder mit festerer Stimme. »Ich bin im Verzug.«

Es gab Zeiten, vor allem im Winter, da William Monk seine Aufgaben als Kommandant der Thames River Police als überaus mühselig empfand. An solchen Tagen drang ein über das offene Wasser fegender, eisiger Wind durch alle Kleider – wenn man nicht gerade eine Öljacke trug. Er zerfetzte einem förmlich die ungeschützte Haut der Wangen, und die schweren, durchnässten Hosen froren an den Beinen fest.

Doch jetzt war es ein milder Abend im späten Frühling, und ein blassblauer, beinahe wolkenloser Himmel wölbte sich über dem glitzernden Wasser. Die leichte Brise war wohltuend. Es herrschte Flut, sodass die Böschungen bedeckt waren und kein modriger Schlammgeruch in der Luft hing. Vergnügungsboote mit flatternden bunten Fahnen glitten vorbei. Gelächter wehte über das Wasser ans Ufer, wo jemand auf einer Drehleier ein beliebtes Lied aus dem aktuellen Programm der Variété-Theater spielte. Alle freuten sich auf einen warmen Sommer. Es war genau der richtige Zeitpunkt, eine Patrouille auf dem Fluss zu beenden und an die Rückkehr nach Hause zu denken.

Der Umgang mit Booten war Monk seit jeher leichtgefallen. Dieses Geschick musste aus seiner vergessenen Vergan-

genheit stammen, auch wenn er nicht mehr wusste, wie er es erworben hatte. Ein Unfall mit einer Kutsche hatte sein Gedächtnis ausgelöscht. Vor neun Jahren war das gewesen, 1856. Unmittelbar danach hatte er Hester kennengelernt. Der Körper kann sich sehr wohl noch an manches erinnern, was das Bewusstsein anscheinend getilgt hat.

Spielerisch leicht lenkte er das Polizeiboot an den Fuß der Treppe zum Kai, verstaute die Ruder an Bord und stieg, das Seilende in der Hand, auf die erste Stufe, wo er es an dem in die Mauer eingelassenen Eisenring befestigte. Dann erklimmte er die Treppe ganz, in der Absicht, auf der Polizeiwache zum Dienstschluss nach dem Rechten zu sehen.

Kurz unterhielt er sich mit Orme, seinem Stellvertreter, und vergewisserte sich, dass alles seine Richtigkeit hatte. Eine halbe Stunde später befand er sich wieder auf dem Wasser, nur diesmal als Passagier einer Fähre, die auf die Anlegestelle Prince's Stairs am Südufer in Rotherhithe zuhielt.

Dort angekommen, entrichtete er den Fahrpreis, verließ die Fähre und wanderte den Hügel zu seinem Haus in der Paradise Place hinauf, in seinem Rücken das Panorama des Pool of London mit all den in den verblassenden Himmel ragenden schwarzen Masten und Spieren, während das Wasser glatt wie Seide dalag.

Er traf Hester in der Küche an. Sie stand am Herd und rührte in einem Topf. Am Tisch saß Scuff, der vormalige *mudlark*, der davon gelebt hatte, das Flussufer nach angeschwemmten Gegenständen abzusuchen. Sie hatten ihn adoptiert oder – genauer gesagt – waren von ihm adoptiert worden. Voller Vorfreude wartete er schon auf das Abendessen. Seit beinahe zwei Jahren wohnte er mehr oder weniger regelmäßig bei ihnen und begann allmählich, sie als selbstverständlich zu betrachten, als akzeptierte er nun, dass dies sein Zuhause war und er nicht mehr zurück in die Hafens-

gend geschickt würde, weil Hester und Monk es sich plötzlich anders überlegten.

In seiner Zeit hier war er beträchtlich gewachsen. Es bestand ein himmelweiter Unterschied zwischen einem halb verhungerten Jungen von elf Jahren – was seiner Schätzung nach sein Alter gewesen war – und einem Dreizehnjährigen, der bei jeder sich bietenden Gelegenheit etwas in sich hineinschlang, ob gerade Essenszeit war oder nicht. Er war um mehrere Zoll gewachsen und wirkte endlich nicht mehr so ausgezehrt, dass man befürchten musste, seine Knochen könnten bei einem scharfen Ruck brechen.

Auch begann er allmählich, eine gewisse Würde zu entwickeln. Statt offene Freude zu zeigen, begrüßte er Monk nur noch mit einem Grinsen, blieb aber sitzen – schließlich war er jetzt viel zu erwachsen, um seine Gefühle zu verraten.

Vor sich hin lächelnd, erwiderte Monk den Gruß ebenso beiläufig, dann trat er zu Hester, um sich ihr gegenüber ungleich warmherziger und ungezwungener zu zeigen. Sie sprachen von ihrem jeweiligen Tag und ihren Erlebnissen. Scuff berichtete von der Schule, die noch etwas völlig Neues für ihn darstellte und mit der er sich nur nach und nach anfreundete. Leicht fiel ihm das nicht. Er hatte schon immer zählen können und kannte den Wert des Geldes bis hinunter zur kleinsten Münze. Mit Lesen und Schreiben verhielt es sich jedoch ganz anders. Diese Fähigkeiten erschlossen sich ihm nur langsam. Als Kind des Hafens und der dahinterliegenden Straßen war er wachsam, unerschrocken und durchaus in der Lage, auf sich aufzupassen. Am Fluss konnte er sich aus wie kein anderer. Etwas über fremde Länder zu lernen, war und blieb hingegen ein nutzloses Unterfangen, auch wenn er die Namen kannte und wusste, welche Waren von dort in den Pool of London geliefert wurden. Schließlich hatte er beim Entladen zugeschaut. Er wusste, wie diese

Güter aussahen, wie sie rochen, wie groß oder schwer sie waren. Ihre Namen richtig zu buchstabieren, das war ungleich schwieriger.

Später, als Scuff zu Bett gegangen war und sie allein im Wohnzimmer saßen, erzählte Hester Monk von Josephine Raleighs Vater und dessen Dilemma.

»Das tut mir leid«, sagte Monk leise, die Augen auf Hesters bekümmertes Gesicht gerichtet. Er verstand ihr tiefes Mitgefühl für diesen Mann und auch für die junge Josephine. Was deren Vater besonders treffen musste, war, dass es Personen aus dem innersten Kreis seiner Glaubensgemeinschaft waren, die ihn ausgenützt hatten. »Ich wünschte, es wäre ein Verbrechen«, murmelte er. »Aber selbst dann wären mir die Hände gebunden, denn es stünde in keinem Zusammenhang mit dem Fluss, und der ist nun mal mein einziger Zuständigkeitsbereich. Soll ich mit Runcorn sprechen? Vielleicht fällt ihm etwas ein.«

Einst, vor langer Zeit, war Superintendent Runcorn Monks Kollege gewesen, später sein Vorgesetzter und dann sein Feind. Zu guter Letzt hatten sie Verständnis füreinander entwickelt, ihre Streitigkeiten beigelegt und waren Verbündete geworden.

Hester starrte ihn so bestürzt an, als hätte sie eben einen weiteren schweren Schlag erlitten.

Monk war verwirrt. Sie hatte doch bestimmt nicht geglaubt, er könne sich ohne Weiteres einmischen, oder?

»Hester ... ich habe volles Verständnis. Solches Verhalten ist schäbig, aber das Gesetz bietet uns keine Möglichkeit, dagegen vorzugehen.«

Einen Moment lang blickte sie ihm in die Augen, dann erhob sie sich müde. »Ich weiß.« Ihre Stimme klang nach Niederlage und abgrundtiefer Bedrückung. Sie wandte sich zum Gehen, zögerte kurz, setzte ihren Weg dann fort und

verschwand mit gestrafften Schultern, aber gebeugtem Kopf in der Küche.

Monk blickte ihr verständnislos nach. Auf gewisse Weise hatte Hester eine Tür zwischen ihnen geschlossen. Was hatte sie sich denn vorgestellt? Er machte Anstalten, ihr zu folgen, merkte dann, dass er gar nicht wusste, was er ihr sagen wollte, und setzte sich wieder. All die Jahre, die er sie nun kannte, gingen ihm durch den Kopf, all die Schlachten, die sie gemeinsam geschlagen hatten – gegen Angst, Unrecht, physische Bedrohung, Krankheiten, Kummer ... Und dann spülte die Erinnerung über ihn hinweg, weniger wie eine Flut, sondern eher wie eine sich brechende Welle, die ihn von den Füßen riss, in die Tiefe drückte. Hesters eigener Vater hatte wegen Schulden, die er nicht mehr zurückzahlen konnte, Selbstmord begangen! Davon sprach sie aber so selten, dass er sich gestattete, es zu vergessen.

Eilig stand er auf, immer noch ratlos, was er ihr sagen wollte, doch für ihn stand fest, dass er schleunigst Worte finden musste. Wie hatte er nur so dumm, so unsensibel sein können, ausgerechnet das zu vergessen?

Er traf sie in der Küche an, wo sie mit einem Topf in der Hand vor dem Herd stand, wenngleich ihre Augen auf irgendeinen Punkt in der Ferne gerichtet waren. Sie rührte sich nicht, und ihre Augen schwammen in Tränen.

Es gab keine glaubwürdige Ausrede für seinen Fehler, und selbst wenn, wäre damit alles nur noch schlimmer geworden.

»Es tut mir leid«, sagte er leise. »Ich hatte es vergessen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das macht nichts.«

»Und ob ...«

Endlich blickte sie ihn an. »Nein, wirklich nicht. Es wäre mir nur lieber, du würdest ihn nicht in diesem Licht betrachten. Aber ich weiß, was Josephine empfindet, und zwar so gut, als würde sich meine Geschichte in ihrer wiederholen. Nur

dass ich eben nicht da war, als es nötig gewesen wäre. Vielleicht hätte ich dann noch etwas tun können.«

Nichts hätte sie tun können, doch es war Monk klar, dass sie ihm nicht glauben würde. Sie würde vermuten, er lüge sie an, um sie zu trösten. So etwas hatten er und auch sie freilich noch nie getan. Stets hatten sie sich der Wahrheit gestellt, wie bitter sie auch war – behutsam, vielleicht zögernd, aber gelogen hatten sie nie. Heilung war immer möglich.

»Ich werde mich umhören, ob ich etwas über die Betroffenen in Erfahrung bringen kann.« Er sagte das, obwohl er wusste, dass es ein voreiliges Versprechen war und wahrscheinlich zu nichts taugte, außer um ihr zu beweisen, dass er das, was sie ihm erzählt hatte, sehr ernst nahm.

Sie lächelte ihn an, und er erkannte sofort, dass sie genau wusste, was er tat und warum. Gleichwohl war sie ihm dankbar, weil er sie verstand und ihrem Zweifel nicht mit höflichen Beschönigungen ausgewichen war.

»Und ich gehe am Sonntag in die Kirche«, erklärte sie, richtete sich auf und stellte den Topf auf seinen Platz im Regal zurück. »Es ist an der Zeit, dass Scuff etwas über den Glauben lernt. Schließlich gehört auch das zu unserer Aufgabe als ... Eltern.« Sie wählte das letzte Wort mit Bedacht, als ließe sie es sich auf der Zunge zergehen. »Wofür er sich in Sachen Religion am Ende entscheidet, ist natürlich seine Sache. Allerdings glaube ich nicht, dass ich zur Church of England gehen werde. Ich denke eher an eine nonkonformistische Gemeinde. Er sollte jedenfalls aus einer Vielfalt wählen können.«

»Soll ich mitkommen?«, fragte Monk unsicher. Religion und alles, was damit zusammenhing, gehörte zu dem Teil seiner Erinnerungslücken, die er nie versucht hatte, wieder zu füllen. Er wusste, was er über vieles glaubte, ob gut oder böse. Was vielleicht noch wichtiger war, er hatte begriffen, dass ein ganzes Leben nicht ausreichte, um sämtliche Fragen zu be-

antworten, die jede neue Situation aufwarf. Akzeptieren war nicht nur eine Tugend, es war eine Notwendigkeit. Er hatte nie daran gedacht, sich mit einer bestimmten Glaubensrichtung zu befassen. Dazu hatte er auch jetzt keine Lust, aber er würde es tun, wenn Hester daran gelegen wäre.

Ein Blick auf ihr Gesicht war Antwort genug. »Nein, nein!«, rief sie heftig, als wäre ihn dabeizuhaben das Letzte, was sie wollte. Dann lächelte sie. »Aber trotzdem: vielen Dank.«

Scuff staunte selbst darüber, wie mühelos er sich in Monks Haus in der Paradise Place eingelebt hatte. Nur noch gelegentlich träumte er nachts davon, wieder im Hafengebiet zu sein, zu schlafen, wo immer sich eine vor Wind und Regen geschützte Stelle finden ließ, und darauf zu achten, dass niemand über ihn stolperte oder hinwegtrampelte. Er hatte sich sogar daran gewöhnt, es fast immer warm zu haben – und sauber zu sein!

Unersättlich war er immer noch. Das Einzige, was sich in dieser Hinsicht geändert hatte, war, dass er nun zu regelmäßigen Zeiten aß, zwischen denen er sich bei jeder sich bietenden Gelegenheit etwas außer der Reihe genoss, und dass er sich nicht mehr darum kümmern musste, die Lebensmittel selbst zu ergattern, indem er sie kaufte oder stahl. Nicht zuletzt hatte er sich daran gewöhnt, dass niemand sie ihm streitig machte.

Ein Waisenkind war er streng genommen nicht. Nach dem Tod seines Vaters hatte seine Mutter es nur nicht mehr vermocht, all ihre Kinder zu ernähren. Ihr neuer Mann hatte sich mit den Mädchen anfreunden können, war aber nicht bereit gewesen, den Sohn eines anderen aufzunehmen. Um des Überlebens seiner Schwestern willen, die praktisch noch Säuglinge waren, war Scuff also fortgegangen, um sich allein durchzuschlagen.

Monk hatte er kennengelernt, als dieser in der Hafengegend aufgetaucht war und sich hinsichtlich der Gepflogenheiten am Fluss mitleiderregend unbedarft gezeigt hatte. Für den Preis eines gelegentlichen Sandwichs und einer heißen Tasse Tee hatte Scuff ihn unter seine Fittiche genommen und ihn das eine oder andere gelehrt.

Und schon bald hatten sie gemeinsam mehrere höchst gefährliche, unerfreuliche Abenteuer durchgestanden. Nach einem, bei dem Scuff nur um Haaresbreite dem Tod entronnen war, hatte er mehrere Nächte in Monks Haus verbracht. Und dann hatte sich diese Frist irgendwie von selbst verlängert. Mit der Zeit hatte sich Scuff Schritt für Schritt sogar an Hester gewöhnt. Er war natürlich viel zu erwachsen, um noch eine Mutter zu benötigen, aber hin und wieder hatte er nichts dagegen, so zu tun als ob. Wenn er es recht bedachte, war er sich gar nicht so sicher, ob nicht *sie* genau das brauchte: eine Mutter zu sein. Ansonsten schien sie eher eine richtig gute Freundin zu sein – wenn auch natürlich eine mit beträchtlicher Autorität. Er hätte ihr das nie sagen können, aber vor ihr hatte er eine noch größere Achtung als vor Monk. Sie ließ sich von niemandem einschüchtern. Daher war sie – mehr noch als Monk – darauf angewiesen, dass Scuff auf sie aufpasste.

Er hätte misstrauischer sein sollen, als sie plötzlich beschloss, mit ihm loszugehen und ihm einen neuen Anzug zu kaufen – einen richtigen, mit Jackett und dazu passender Hose –, und sogar zwei weiße Hemden. Es stimmte, dass seine eigenen Sachen etwas zu kurz waren. In letzter Zeit war er gewaltig gewachsen. Das musste an all dem Essen liegen und daran, dass er jetzt immer so früh zu Bett ging. Aber trotzdem: Seine alten Kleider hätten auch noch ein paar Monate länger gehalten.

Vielleicht hätte er den Braten riechen müssen, als sie sich

am selben Tag einen neuen Hut gekauft hatte. Er war mit Blumen geschmückt, und eigentlich sah sie hübsch damit aus. Das sagte er ihr auch und fühlte sich danach verlegen. Vielleicht war ein solches Lob zu persönlich. Aber sie wirkte erfreut. Vielleicht war sie es auch?

Ein Geistesblitz brachte dann am Samstagabend des Rätsels Lösung.

»Morgen früh gehe ich in die Kirche«, verkündete sie und schaute ihm, ohne mit der Wimper zu zucken, ins Gesicht. »Und ich hätte dich gerne dabei, wenn es dir nichts ausmacht.«

Wie auf dem Küchenboden festgewachsen stand er da. Dann wandte er sich zu Monk um, der am Küchentisch Zeitung las. Grinsend hob Monk den Blick.

»Gehst du auch mit?«, fragte Scuff unsicher. Was hatte das zu bedeuten? War es eine Art Zeremonie? Ging es um irgendwelche Versprechen oder dergleichen?

»Ich kann nicht«, antwortete Monk. »Ich muss auf die Wache in Wapping. Aber zum Essen bin ich wieder zurück. Du wirst dich dort schon gut schlagen. Vielleicht findest du es sogar interessant. Tu das, wozu Hester dich auffordert. Und wenn sie nichts sagt, machst du ihr einfach alles nach.«

Panik stieg in Scuff hoch.

»Du musst überhaupt nichts tun«, beschwichtigte Hester ihn. »Begleite mich einfach, dann muss ich nicht allein hingehen.«

Mit einem Seufzer der Erleichterung ließ er alle Luft entweichen und gab sich mit »Jaaa – na guuuu« geschlagen.

Am Sonntagmorgen ging es los – erst über den Fluss, dann eine schier endlose Strecke mit einem Pferdebus. Scuff fragte sich, warum es diese Entfernung sein musste, wo doch auf dem Weg dorthin eine ganze Reihe viel näher gelegener Kirchen vor ihnen auftauchten. Eine von diesen zu wählen wäre

logischer gewesen. Sie hatten nicht nur Türme, die man schon von Weitem sehen konnte, sondern bei den meisten läuteten auch Glocken, damit sie garantiert jeder bemerkte. Zwei-, dreimal setzte er dazu an, Hester darauf hinzuweisen. Doch sie saß stocksteif neben ihm, den Blick starr nach vorn gerichtet, und weil sie ganz anders wirkte als sonst, schwieg er.

Stattdessen entschied er sich für eine Reihe anderer Fragen, die ihn nicht minder beschäftigten.

»Lebt Gott nur in Kirchen?«, erkundigte er sich fast flüsternd, weil die anderen Fahrgäste ihn nicht hören sollten. Wahrscheinlich wussten sie alle die Antwort, und er wollte sich nicht vor ihnen blamieren.

Hester schien erstaunt zu sein. Sofort wünschte sich Scuff, er hätte nichts gesagt. Wenn er die Augen offen hielt, würde er es ohnehin erfahren.

»Nein«, gab ihm Hester zur Antwort. »Er ist überall. Es ist wohl nur so, dass wir in Kirchen aufmerksamer sind. Es ist wie in der Schule. Lernen kann man überall, aber in der Schule fällt es leichter, weil man da mit anderen zusammen ist.«

»Haben wir dort einen Lehrer?« Diese Frage erschien ihm vernünftig.

»Ja, er wird Pastor genannt.«

Das klang etwas beunruhigend. »Aha. Wird er mich am Ende abfragen?«

»Nein. Nein, das werde ich ihm nicht erlauben.« Hester wirkte sehr bestimmt.

Seine Anspannung ließ nach. »Warum müssen wir lernen?«

»Wir müssen nicht. Ich möchte nur.«

»Oh.« Fast eine halbe Meile lang schwieg Scuff.

»Wird er uns vom Himmel erzählen?«, wollte er schließlich wissen.

»Das nehme ich an.« Jetzt blickte sie ihn an und lächelte.

Dadurch fühlte er sich ermutigt. »Wo ist der Himmel?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Hester wahrheitsgemäß.
»Ich glaube, das weiß niemand.«

Das war keine besonders gute Antwort. »Wie kommen wir dann dorthin?«

Sie wirkte etwas unsicher. »Das möchten wir alle wissen, und ich habe nicht den Schimmer einer Ahnung. Vielleicht wird es uns ja verraten, wenn wir oft genug in die Kirche gehen und genau aufpassen.«

»Möchtest du dorthin?«

»Ja. Jeder will das. Es ist nur so, dass zu viele von uns keine Lust haben, das zu tun, was dazu nötig ist.«

»Warum nicht? Die sind ja dann ganz schön dumm.«

»Wir denken eben nicht gründlich genug darüber nach«, antwortete Hester. »Manchmal meinen wir, es sei zu anstrengend und wir würden es sowieso nicht schaffen.«

Scuff überlegte. Minutenlang trat Stille ein. Der Pferdebus mühte sich unterdessen ab, einen Hügel hinaufzukommen, und wurde langsamer. Die Steigung bereitete den Pferden einige Mühe.

»Wenn *du* dort nicht hinkommst, dann glaube ich nicht, dass ich reinwill«, sagte Scuff schließlich.

Plötzlich blinzelte Hester, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen, doch Scuff wusste, dass das nicht der Fall war, denn Hester weinte nie. Dann legte sie ihm flüchtig die Hand auf den Arm. Selbst durch den Ärmel seines neuen Jacketts konnte er ihre Wärme spüren.

»Ich finde, wir sollten beide dorthin«, erklärte sie. »Eigentlich sollten wir alle drei hineinkommen.«

Das und eine Reihe anderer Fragen, die er ihr später stellen wollte, ließ ihn wieder grübeln, bis der Pferdebus schließlich sein Ziel erreichte und sie ausstiegen. Schweigend legten sie die kurze Strecke zu einem Versammlungshaus zurück. Ent-

gegen seiner Erwartung war es keine richtige Kirche. Doch Hester schien sich ihrer Sache ganz sicher zu sein, sodass er mit ihr durch eine sehr breite, offene Tür eintrat.

Im Innern gab es in Reihen aufgestellte Stühle, alle sehr hart und mit hoher Lehne, die einen zwangen, stocksteif dazusitzen, selbst wenn man das nicht wollte. Es herrschte bereits reger Andrang. Alle Frauen trugen Hüte, soweit Scuff das beurteilen konnte: große, kleine, mit Blumen oder Bändern, stets in blassen oder dunklen Farben, aber nichts übermäßig Leuchtendes – kein Rot oder Gelb. Und die Männer trugen ausnahmslos dunkle Anzüge. Das musste eine Art Uniform sein.

Sie standen noch im Längsgang, als ein stattlicher Mann lächelnd auf sie zutrat. Er hatte blondes, gewelltes Haar, das an den Schläfen grau meliert war. Seine Hand war ausgestreckt. Kurz blickte er über Hester hinweg. Als er erkannte, dass kein Mann bei ihr war, zog er die Hand zurück und neigte stattdessen leicht den Kopf.

»Guten Tag, Ma'am. Mein Name ist Abel Taft. Darf ich Sie in unserer Gemeinde willkommen heißen?«

»Danke«, erwiderte Hester freundlich, »ich bin Mrs Monk.« Dann wandte sie sich zu Scuff, um ihn vorzustellen. Einen Moment lang herrschte atemlose Stille. Scuffs Herz setzte einen Schlag aus. Als was würde sie ihn bezeichnen? Als Straßenkind, das Monk am Flussufer aufgelesen hatte und das außer ›Scuff‹ keinen Namen hatte?

Taft blickte Scuff in die Augen.

Der Junge war wie gelähmt, sein Mund ausgetrocknet.

Hester lächelte, den Kopf etwas zur Seite geneigt. »Mein Sohn, William«, sagte sie nach kaum merklichem Zögern.

Und plötzlich lächelte Scuff so breit, dass ihm das Gesicht wehtat.

»Guten Tag, William«, begrüßte ihn Taft förmlich.

»Guten Tag«, erwiderte Scuff heiser. »Sir«, fügte er sicherheitshalber hinzu.

Taft lächelte immer noch, als wäre dieser Ausdruck in sein Gesicht eingemeißelt worden. Scuff hatte solche Mienen schon öfter bei Menschen gesehen, die einem etwas verkaufen wollten.

»Hoffentlich wird unser Gottesdienst Sie in Hochstimmung versetzen«, sagte Taft herzlich. »Und fühlen Sie sich bitte frei, Fragen zu stellen, egal worüber. Ich hoffe, Sie noch oft zu sehen und vielleicht ein bisschen besser kennenzulernen. Sie werden merken, dass unsere Brüder alle sehr freundlich sind. Wir haben hervorragende Leute hier in der Gemeinde.«

»Dessen bin ich mir sicher.« Hester lächelte. »Das habe ich schon von anderen gehört.«

»Wirklich?« Plötzlich hellwach, wich Taft einen Schritt zurück. »Darf ich fragen, von wem?«

Hester schlug die Augen nieder. »Ich glaube, das würde sie in Verlegenheit bringen, wenn ich es Ihnen sagte. Aber das Lob kam aus ganzem Herzen, das kann ich Ihnen versichern. Zumindest weiß ich, dass Sie aus christlicher Nächstenliebe denjenigen, die nicht annähernd so wohlhabend sind wie wir, sehr viele Wohltaten erweisen.«

»Das tun wir allerdings!«, rief Taft voller Eifer. »Ihr Interesse entzückt mich. Ich freue mich schon darauf, Ihnen nach dem Gottesdienst mehr über uns zu erzählen.«

Sie blickte unverwandt zu ihm auf. »Danke.«

Scuff war verwirrt. Ein solches Verhalten war ihm noch nie bei Hester aufgefallen. Natürlich sahen viele Frauen auf diese Weise zu Männern auf – aber doch nicht Hester! Was war bloß los mit ihr? Diese Veränderung an ihr gefiel ihm nicht. Er mochte sie am liebsten, wenn sie so war wie immer!

Hester führte ihn zu einer hinteren Reihe, wo noch zwei

Stühle nebeneinander frei waren. Nie hätte Scuff sich träumen lassen, dass so viele Menschen an einem solchen Ort sein wollten. Was würde hier nur stattfinden, das all dieses Schieben und Drängen wert war – noch dazu an einem herrlichen Sonntagmorgen? Draußen schien die Sonne, und kaum jemand musste zur Arbeit gehen!

Als der Gottesdienst begann, bemühte Scuff sich, genau hinzuhören. Mr Taft leitete die Versammlung. Er erklärte den Leuten, wann sie aufzustehen und wann sie zu singen hatten. Dann sprach er ein Gebet im Namen aller Anwesenden. Sie brauchten nichts zu tun, außer am Ende »Amen« zu sagen. Er selbst schien vor Begeisterung zu platzen, als wäre das alles ungemein aufregend für ihn. Er wedelte mit den Armen, und sein Gesicht glühte förmlich. Die Veranstaltung hier hätte seine Geburtstagsfeier und die Versammelten hätten seine Gäste sein können. Scuff hatte einmal eine solche Feier beobachtet: Die Eltern eines reichen Jungen mieteten ein Vergnügungsboot, überall flatterten bunte Bänder, und eine Musikkapelle spielte. Als das Boot an einem der Kais angelegt hatte, konnte Scuff sich nahe genug heranschleichen, um sich alles genau anzuschauen.

Auch hier, in der Kirche, gab es Musik. Sie wurde auf einer großen Orgel gespielt, und alle sangen. Die Leute schienen die Worte genau zu kennen. Sogar Hester brauchte nur einen kurzen Blick in das Gesangbuch zu werfen. Sie hielt es so, dass er mitlesen konnte, doch er hatte die Melodie noch nie gehört und kam sehr bald durcheinander.

Hin und wieder gab ihm Hester einen sanften Stups oder legte ihm die Hand leicht auf den Arm, um ihn darauf hinzuweisen, dass sie sich gleich erheben oder setzen würden. Ihm fiel auf, dass sie sich ziemlich häufig umsah. Erst dachte er, sie wolle nur prüfen, wie es die anderen machten, um es ihnen gleichzutun. Doch dann ging ihm auf, dass sie bestens

Bescheid wusste und vielmehr Ausschau zu halten schien, als suchte sie jemand Bestimmten.

Als der Gottesdienst vorbei war und Scuff schon dachte, sie könnten jetzt heimgehen, begann Hester, sich mit den Leuten um sie herum zu unterhalten. Das enttäuschte ihn nun doch etwas, aber ihm blieb nichts anderes übrig, als sich in Geduld zu üben. Auf dem Heimweg würde er sie allerdings fragen, was der Sinn des Ganzen war. Warum wünschte sich Gott diesen in Scuffs Augen nutzlosen Aufwand? Lag der wahre Zweck vielleicht in etwas ganz anderem? Wollte man sie alle am Ende davon abhalten, sich im Wirtshaus zu betrinken oder den ganzen Tag im Bett zu verträdeln? Er hatte einige Männer gekannt, die genau so etwas taten.

Hester unterhielt sich jetzt mit Mrs Taft. Diese war eine sehr hübsche Dame, eine von der Sorte mit blondem Haar und sanften blauen Augen. Scuff hatte einmal eine kleine Porzellanstatue von einer ganz ähnlichen Dame gesehen und war davor gewarnt worden, sie anzufassen, weil sie leicht zerbrechen konnte.

»Das sind wirklich wunderbare Werke!«, schwärmte Hester.

Scuff spitzte die Ohren. Wenn sie von etwas derart begeistert war, dann war es vielleicht doch wichtig. War womöglich das der Grund für all den Aufwand heute?

»Allerdings«, bestätigte Mrs Taft mit einem süßen Lächeln. »Und wir erfahren so viel Unterstützung, dass es uns das Herz wärmt. Sie würden staunen, wenn Sie wüssten, wie viel selbst die Ärmsten der Armen für Spenden zusammenkratzen. Gott wird sie gewiss dafür segnen. Umso mehr Freude werden sie im Paradies haben.« Sie sah aus, als spräche sie aus tiefster Überzeugung. Ihre Augen leuchteten, und ihre Wangen hatten sich leicht rosa gefärbt. Sie trug einen entzückenden Hut, der mit Seidenblumen in allen Farben geschmückt war. Scuff wusste, dass sie nicht echt waren, doch

sie wirkten fast vollkommen natürlich. Mit einem solchen Hut würde Hester schöner aussehen als diese Frau, aber er kostete wahrscheinlich mehr, als sie zu dritt in einer ganzen Woche für ihr Essen ausgaben.

»Machen Sie sich denn nicht auch Sorgen um sie?«, fragte Hester beunruhigt.

Mrs Taft blickte sie verwirrt an.

»Zwischen dem Diesseits und dem Himmel«, fügte Hester erklärend hinzu.

»Gott wird für sie sorgen«, erwiderte Mrs Taft in sanft tadelndem Ton.

Hester biss sich auf die Lippe und zog dazu eine Scuff nicht unvertraute Miene. Er wusste, dass sie etwas sagen wollte, sich aber dagegen entschieden hatte.

Nun gesellten sich zwei Mädchen zu ihnen, die etwas älter als Scuff waren und mit ihrer fraulichen Gestalt schon wie richtige Erwachsene aussahen. Ihr Haar fiel unter den mit Bändern geschmückten Strohhüten in Ringellocken herab. Mrs Taft stellte sie als ihre Töchter Jane und Amelia vor. Das Gespräch drehte sich weiter um die wunderbaren Werke, die man an den bedauernswerten Armen vollbrachte, vor allem an denjenigen in irgendeinem weit entfernten und nicht näher bezeichneten Winkel der Erde.

Scuff langweilte sich zu Tode. Also richtete er seine Aufmerksamkeit auf die anderen Gemeindemitglieder. Von den Frauen waren viele älter und ziemlich dick. Diejenigen in seiner unmittelbaren Nähe gaben bei jeder Bewegung ein Geräusch von sich, das sich anhörte wie das Knarzen im Gebälk eines Schiffs bei Flut. Auch sie wirkten unglücklich. Bestimmt befürchteten sie, zu spät zum Mittagessen zu kommen, und ärgerten sich darüber, durch nutzlose Gespräche aufgehalten zu werden. Er konnte sie gut verstehen. Auch er hatte Hunger – und diese Veranstaltung gründlich satt. Eine

der Damen bemerkte seinen Blick, und er lächelte schüchtern. Sie erwiderte sein Lächeln, doch dann funkelte ihr Mann sie böse an, woraufhin ihre Kontaktaufnahme schlagartig endete.

Warum blieb Hester noch? Sie kannte hier doch niemanden, und außerdem redete sie nicht mit Gott oder hörte ihm zu. Dennoch wirkte sie äußerst angeregt.

Und ihr Interesse schien weiter zu wachsen, als sie einem gut aussehenden Herrn mit dichtem, dunklem Haar und Hakennase vorgestellt wurde. Dieser Mann, der offenbar Robertson Drew hieß, schlug ihr gegenüber einen reichlich herablassenden Ton an. Mit einem Blick schätzte er ihr Kostüm, den neuen Hut und ihre Handtasche ab und erfasste auch, dass ihre Stiefel vorn leicht abgewetzt waren.

Er war Scuff auf Anhieb unsympathisch.

»Guten Tag, Mrs Monk«, begann Drew mit einem Lächeln, das so gut wie nichts von seinen Zähnen zeigte. »Willkommen in unserer Gemeinde. Sie werden nun doch hoffentlich regelmäßig zu uns kommen? Und das ist Ihr Sohn?« Er blickte Scuff kurz an, nur um sich gleich wieder Hester zuzuwenden. »Vielleicht wird es auch Ihrem Mann möglich sein, sich uns anzuschließen?«

Das hielt Scuff für etwa so wahrscheinlich wie die Aussicht, einen Goldsouverign aus dem Straßengraben zu fischen. Nicht völlig ausgeschlossen, aber nicht die Mühe wert, mehr als ein Mal hinzuschauen.

»Ich werde tun, was ich kann, um ihn zu überreden«, antwortete Hester diplomatisch. »Erzählen Sie mir doch bitte mehr über Ihre wohltätigen Zwecke, Mr Drew. Ich gestehe, es war die Schilderung Ihrer Unternehmungen, die mich hierhergeführt hat. Ich lebe ein gutes Stück von Ihrer Gemeinde entfernt, aber ich habe das Gefühl, dass die meisten Pastoren viel über gute Werke reden, aber kaum selbst welche verrichten.«

»Ah! Wie scharfsinnig von Ihnen, Mrs Monk!«, rief Drew inbrünstig, jäh ganz Ohr, und streckte die Hand aus, als wollte er Hester am Arm fassen. Scuff hielt sich schon bereit, ihm gegen das Schienbein zu treten, falls er sie tatsächlich berührte, doch dann zog er die Hand wieder zurück und begann, eindringlich von den Wohltaten der Kirche an den Bedürftigen zu berichten.

Hester lauschte, als stünde sie völlig unter seinem Bann. Selbst Scuff, der eigentlich wusste, dass das gespielt sein musste, kam ihre Anteilnahme echt vor.

Dann begann Scuff allmählich zu begreifen, dass mehr dahintersteckte. Hester stellte Fragen. Sie wollte etwas wissen. Ein Schauer der Erregung jagte ihm über den Rücken. Sie hatte sehr wohl Interesse! Doch sie waren nicht gekommen, um Kirchenlieder zu singen und Gebete nachzusprechen – Hester führte eine Untersuchung durch!

Jetzt hörte er konzentriert zu, auch wenn er immer noch nicht verstand, was daran so wichtig sein konnte.

Drew registrierte seine Aufmerksamkeit mit Wohlgefallen und richtete seine Worte nun an beide.

Schließlich retteten sie sich ins Freie und strebten unter der strahlenden Sonne zügig zur nächsten Hauptstraße, von wo sie einen Pferdebus zum Fluss nehmen und weiter mit der Fähre nach Hause fahren wollten.

Scuff forderte Hester heraus. »Du ermittelst doch nicht etwa, oder?«

Hester zögerte, dann gab sie sich mit einem Lächeln geschlagen. »Ich versuche es. Danke für deine Hilfe.«

»Ich hab doch gar nix getan!«

»Nichts«, korrigierte sie ihn automatisch.

»Trotzdem«, beharrte er. »Und was haben die Kerle auf dem Kerbholz, außer dass sie so ehrlich sind, wie der Schwanz eines Schweins gerade ist?«

»Glaubst du wirklich?«, fragte sie neugierig. »Wie kommst du darauf?«

»Den gleichen Gesichtsausdruck hab ich mal bei 'nem Schmuckhändler gesehen, der versucht hat, den Leuten billigen Schund als Gold anzudrehen.«

»Das ist wirklich nicht nett, was du sagst, Scuff, aber wahrscheinlich trifft es zu.« Hester gab sich alle Mühe, ihre Belustigung nicht allzu deutlich zu zeigen – und scheiterte. »Schmuckhändler« war in der Sprache der Unterwelt der Ausdruck für einen Hehler, der sich auf schwer verkäufliches, teures Diebesgut spezialisiert hatte.

»Was machen wir jetzt?«, drängte Scuff, für den bereits feststand, dass er an allem beteiligt sein würde.

Die nächsten Schritte legte Hester schweigend zurück.

Scuff hielt mühelos mit. Seine Beine waren inzwischen lang genug, und in ein, zwei Jahren würde er Hester überragen. Er fragte sich, wie sich das wohl anfühlen würde. Darüber grübelte er noch, als sie ihm antwortete.

»Ich werde alles in Betracht ziehen, was ich weiß, auch wenn das zugegebenermaßen nicht viel ist. Und danach werde ich in die Klinik gehen und mit Squeaky Robinson sprechen.«

»Wieso?« Scuff kannte Squeaky ein bisschen. Er war Eigentümer und Betreiber eines Bordells gewesen, bis Sir Oliver Rathbone ihm seine Häuser mit einem Trick abgeluchst und Hester sie in die jetzige Klinik für Straßenmädchen umgewandelt hatte. Über Nacht hatte Squeaky so Bleibe und Lebensunterhalt verloren. Daraufhin hatten sie ihm Unterkunft und ein Auskommen angeboten, wenn er für die neue Institution die Bücher führte. Obwohl er tief empört war und lauthals zeterte, war er schließlich darauf eingegangen – und leistete bemerkenswert gute Arbeit. Mit Geld konnte er sich jedenfalls aus, und er hatte verstanden, dass sein Überleben

in diesem Beruf davon abhing, dass er auf Heller und Pfennig korrekt abrechnete.

»Nun, wenn sie wirklich unaufrichtig waren, ist Squeaky Robinson derjenige, der sie überführen kann«, erklärte sie.

»Und wie will er das rauskriegen?«

»Das muss sich erst noch zeigen. Da sie für wohltätige Zwecke sammeln, müssen sie über ihre Einkünfte Rechenschaft ablegen. Es wird nicht leicht sein, sie bei etwas zu ertappen, aber den Versuch ist es wert.«

»Wieso denn?«, beharrte der Junge. »Ich meine, wieso kümmern *wir* uns darum?«

»Weil diese Pastoren den Vater einer Person in den Ruin getrieben haben, die ich gerne habe«, klärte Hester ihn auf. »Eine Person, die mir in vielem ähnlich zu sein scheint, als ich in ihrem Alter war. Und wahrscheinlich auch deshalb, weil jemand dasselbe meinem Vater angetan hat, nur dass ich damals nicht bei ihm war, um ihm zu helfen.«

Scuff sah ihr ins Gesicht und erkannte die Trauer und die Schuldgefühle. Er wusste, dass jetzt nicht die Zeit war, in sie zu dringen.

»Gut«, murmelte er, »ich werde helfen.«

»Danke. Aber jetzt lass uns laufen, damit wir den nächsten Omnibus erwischen und rechtzeitig zum Essen heimkommen.«

Am Montagmorgen ging Hester wie gewohnt in die Klinik in der Portpool Lane, und wie gewohnt kümmerte sie sich als Erstes um dringende medizinische Fälle, ehe sie sich den Haushaltsangelegenheiten zuwandte. Erst zum Schluss suchte sie Squeaky Robinson in seinem Büro auf, um sich nach dem Stand der Finanzen zu erkundigen.

Squeaky war ein dürrer, um nicht zu sagen ausgemergelter Mann unbestimmten Alters, das irgendwo zwischen fünfzig

und sechzig liegen mochte. Er begrüßte sie mit seiner üblichen griesgrämigen Miene. »Könnten immer mehr Geld gebrauchen«, lautete seine Antwort auf ihre Frage. »Aber verzweifelt ist die Lage nicht – zumindest nicht fürs Erste.«

»Schön.« Hester zog sich den Stuhl auf der anderen Seite seines Schreibtischs heran und ließ sich darauf nieder. »Squeaky, ich brauche Ihren Rat, womöglich Ihre Hilfe.«

Er blinzelte sie misstrauisch an. »Es ist nichts übrig«, sagte er wie aus der Pistole geschossen.

»Ich will kein Geld«, erwiderte sie, nur mühsam ihre Ungeduld bezähmend. »In einer örtlichen Kirchengemeinde wird womöglich betrogen ... zumindest hoffe ich, dass es so ist.«

Seine buschigen Augenbrauen schossen in die Höhe. »Sie hoffen was?«

»Ich hoffe, dass Betrug vorliegt.« Erst jetzt merkte sie, dass ihr keine allzu klare Formulierung geglückt war. »Denn dann können wir etwas dagegen unternehmen.« Sie berichtete ihm, was sie über das Opfer wusste, ohne seinen Namen zu nennen, und was sie bei ihrem ersten Besuch in der Kirche erfahren hatte.

»Lassen Sie die Finger davon«, knurrte Squeaky, noch bevor sie geendet hatte.

Das war immer seine erste Reaktion, sodass sie – wie üblich – nicht darauf einging. Nun beschrieb sie Abel Taft und Robertson Drew, wobei sie aufmerksam verfolgte, wie Squeaky mit wachsendem Abscheu die Stirn in Falten legte. Erst zum Schluss erwähnte sie, dass das Opfer, um das sie sich sorgte, Josephine Raleighs Vater war. Diese Information hatte sie bis zuletzt für sich behalten, denn sie wusste, dass sie damit die größte Wirkung erzielen würde.

Squeaky blitzte sie erbost an. Er hatte sofort verstanden, dass sie ihn manipuliert hatte. Schlimmer noch, sie hatte ihn nach allen Regeln der Kunst um den Finger gewickelt!

»Ich weiß nicht, was Sie jetzt von mir erwarten!«, rief er aufgebracht. »In die Kirche gehe ich bestimmt nich'. Das widerspricht meinen Grundsätzen!«

»Ich glaube, diese eine Kirche widerspricht auch den meinen«, bestätigte Hester. »Könnten Sie nicht einen Weg finden, sich Einsicht in ihre Buchführung zu verschaffen?«

»Da wird garantiert nich' Betrug quer drüberstehen«, gab er zu bedenken.

»Wenn dem so wäre, wäre ich nicht auf Sie angewiesen«, entgegnete sie. »Worte kann ich ganz gut lesen, nur mit Zahlen habe ich meine Schwierigkeiten, vor allem, wenn sie in Kassenbüchern stehen und vollkommen korrekt wirken. Um diese Kerle zu stellen, brauchen wir jemanden, der gerissener ist als sie.«

Er gab ein Grunzen von sich. Freiwillig hätte er nie zugegeben, dass ihr Vertrauen ihm schmeichelte. »Ich werde einen Blick drauf werfen«, murmelte er widerstrebend, aber milder gestimmt. »Das heißt, wenn ich an die Bücher ran komme. Kann nich' versprechen, dass das irgendwas Gutes bewirken wird.«

Sie schenkte ihm ein Lächeln. »Vielen Dank. Es sollte Ihnen nicht allzu schwerfallen, Einblick in die Bücher zu gewinnen. Schließlich handelt es sich um wohltätige Gaben. Ihnen wird schon etwas einfallen. Es würde mich sehr freuen, wenn Mr Raleigh einen Teil seines Geldes zurückbekäme. Und so ungern ich es zugebe, aber es würde mir große Genugtuung bereiten, wenn Abel Taft zur Rechenschaft gezogen werden könnte.«

Squeaky sah ihr mehrere lange Sekunden unverwandt in die Augen, dann erwiderte er ihr Lächeln, wobei er schiefe, abgebrochene Zähne entblößte.

In diesem Moment wusste Hester: Wenn es eine Möglichkeit gab, Abel Taft zu überführen, würde Squeaky das auch tun.

Wieder saß Hester bei Squeaky Robinson im Büro. Da der Schreibtisch mit Dokumenten überladen war, standen die Teeutensilien auf einem anderen Tisch weiter hinten. Squeaky trug ein perfekt gebundenes, frisches Halstuch und wirkte außerordentlich zufrieden mit sich.

»Das is' ungemein raffiniert«, sagte er und tippte mit dem Finger auf das oberste Blatt. »Aber ich bin denen auf die Schliche gekommen! Es steht alles drin, wenn man weiß, wo man hinschauen muss. ›Brüder der Armen!‹ Was für eine Bande!« Seine Miene nahm einen Ausdruck abgrundtiefen Abscheus an. »Wirklich übel. Von den Reichen klauen is' das Eine, aber die Armen auf diese Weise übers Ohr hauen, und noch dazu im Namen des Glaubens, das is' schäbig.«

»Brüder der Armen? Sind Sie ganz sicher?« Hester wusste längst, wie wichtig es vor Gericht war, präzise Beweise vorzulegen. Bei der Erinnerung an manche frühere Fälle befiel sie immer noch ein ungutes Gefühl. Insbesondere bei einem bestimmten Prozess war sie sich der Schuld eines Mannes so sicher gewesen, dass sie nicht mehr auf eine wirklich gewissenhafte Beweisführung geachtet hatte, und Oliver Rathbone hatte sie dann im Zeugenstand bloßgestellt. Für sie hatte das zu einer Demütigung mit verheerenden Konsequenzen geführt. Wegen ihrer Nachlässigkeit, ja, Selbstüberschätzung, hatten sie den Prozess verloren, und der Mann war freigesprochen worden. Am Ende hatten sie ihn zwar gestellt, aber zuvor hatte es noch mehr Opfer gegeben, darunter beinahe auch Scuff.

»Natürlich bin ich mir sicher!« Squeakys struppige Augenbrauen wanderten so weit nach oben, dass sie fast in seinem Haar verschwanden. »Trauen Sie mir auf einmal nich' mehr?«

Hester verkniff sich eine hitzige Erwiderung. »Ich habe oft genug den Fehler gemacht, etwas für selbstverständlich zu halten. Das wird mir nicht noch einmal passieren.«

Er wusste auf Anhieb, worauf sie sich bezog. Mit einem tiefen Seufzer stieß er die Luft aus. »Ja, richtig, stimmt. Aber hier is' das nich' von Belang, weil es die Polizisten und die Anwälte sind, die das alles zusammenzählen müssen. Sie geben ihnen einfach diesen Wust. Wenn sie sorgfältig hinschauen, werden die Papiere hier beweisen, dass Diebstahl dahintersteckt.«

»Das werde ich«, versprach Hester und begann, die Dokumente einzusammeln. »Danke.«

Unvermittelt fiel er ihr in den Arm und schob die Unterlagen flink zu einem Stoß zusammen, als wären es Spielkarten.

»Gerne geschehen.« Er funkelte sie an und verzog die Lippen plötzlich zu einem geradezu wölfischen Grinsen. »Sie haben die Kerle in der Tasche. Hängen Sie sie auf, und zwar am besten an ihrem eigenen Kirchturm.«

»Das ist kein Verbrechen, auf das die Todesstrafe steht«, belehrte sie ihn.

»Sollte es aber«, murmelte er. »Na ja, wenn ich es recht bedenke, wären zehn Jahre im Coldbath Fields noch härter. Damit gebe ich mich auch zufrieden. Sehen Sie nur zu, dass Sie das der Polizei übergeben.«

Oliver Rathbone saß, leicht erhöht über Publikum und Anwälten, auf dem Richterstuhl im Verhandlungssaal des Großen Strafgerichtshofs von London, bekannt als Old Bailey. Womöglich war es die Krönung seiner Karriere, dass er an diesem Ort den Vorsitz führte. Bis vor Kurzem war er wohl der brillianteste Kronanwalt ganz Englands gewesen, und nach einer Serie von aufsehenerregenden Prozessen war ihm die Beförderung zum Richter angeboten worden. Ihn hatte überrascht, wie viel ihm das bedeutete. Es war eine Anerkennung nicht nur seines Intellekts, sondern auch seiner hohen ethischen Maßstäbe und seiner herausragenden Fähigkeit, Situationen und Menschen zu beurteilen.

Der Aufstieg war in einer Zeit gekommen, in der ihm andere Bereiche seines Lebens weit weniger Glück verhießen. Seine Frau, mit der er erst seit zwei Jahren verheiratet war, hatte ihm vorgeworfen, er sei arrogant, egoistisch und stelle seinen eigenen beruflichen Ehrgeiz Loyalität und Ehre voran, insbesondere der Loyalität zu seiner Familie. Vergeblich hatte er versucht, ihr zu erklären, dass ihm keine andere Wahl geblieben war, als sich an das Gesetz zu halten. Sie wiederum konnte es sich nicht leisten, ihm zu glauben. Die Trauer darüber schwelte noch immer in seinem Inneren. Und darüber konnte nichts hinweghelfen, weder Vernunftgründe noch irgendeiner der Erfolge, die er in letzter Zeit errungen hatte.

Jetzt beobachtete er, wie die Geschworenen im Gänse-

marsch zu ihren Sitzen zurückkehrten, bereit, ihr Urteil zu sprechen. Sie hatten sich nur zwei Stunden lang zurückgezogen, beträchtlich kürzer, als er erwartet hatte. Die Anklage lautete auf Betrug, und die Beweisführung war – wie bei solchen Fällen üblich – langwierig und kompliziert gewesen. Raub war einfach: ein einziges Delikt. Selbst Gewalttätigkeit war zeitlich und örtlich begrenzt. Die heimliche Natur von Betrug dagegen erforderte, dass man zahllose Dokumente studierte, alle möglichen Beträge zusammenzählte, Geldquellen zurückverfolgte und Ungenauigkeiten aufspürte, die einem ehrlichen Menschen nicht einfach versehentlich unterlaufen wären.

Die Führung des Prozesses war eine Gratwanderung gewesen, die Rathbone sein ganzes Geschick abverlangt hatte.

Rathbone blickte zu Bertrand Allan, dem Anklagevertreter, hinüber. Dieser, ein hochgewachsener Mann mit leicht gebeugter Haltung und dichtem braunem Haar, in das sich das erste Grau mischte, konnte seine Nervosität nicht ganz verbergen. Auf den ersten Blick wirkte er entspannt, doch er hielt die Hände unter dem Talar verborgen, und seine Schultern hatte er so weit nach oben gezogen, dass sein Umhang verrutscht war. Sein Assistent, der neben ihm saß, trommelte mit den Fingern lautlos auf dem Pult herum.

Der Anwalt für die Verteidigung zeigte sich besorgt. Seine Augen schossen hin und her, aber nie in Rathbones Richtung.

Der Mann auf der Anklagebank war kreideweiß – das erste Zeichen von echter Angst, nachdem er sich während des gesamten Prozesses zuversichtlich gegeben hatte. Leicht schwankend stand er da, als hielte er die Anspannung einfach nicht mehr aus. Rathbone hatte dergleichen zu oft gesehen, als dass es länger als für einen Moment sein Mitgefühl erregt hätte – oder wie in diesem Fall, eine gehörige Portion Verachtung.

Nun erhob sich der Sprecher der Geschworenen, um das Urteil zu verkünden.

»Schuldig«, sagte er laut und deutlich, ohne irgendjemanden anzublicken.

Ein Seufzen der Erleichterung ging durch den Gerichtssaal. Rathbone spürte, wie sich seine Muskeln lockerten. Er war der festen Überzeugung, dass der Prozess damit das richtige Ende gefunden hatte. Jedes andere hätte das Unvermögen zum Ausdruck gebracht, das Gewicht und die Bedeutung der Beweise zu erkennen. Dennoch verkniff er sich ein Lächeln. Was immer er empfand, er musste unparteiisch wirken.

Er dankte den Geschworenen und verhängte eine Gefängnisstrafe, deren Länge dem vom Gesetz vorgesehenen höchsten Strafmaß sehr nahekam. Allerdings handelte es sich auch um ein niederträchtiges Verbrechen von erheblichem Umfang. Die Mienen und das zustimmende Nicken und Murmeln der Leute im Saal bestätigten ihm, dass das Publikum ebenfalls zufrieden war.

Es war noch mitten am Nachmittag, als Rathbone eine Stunde später in seinem Büro saß und einen Bericht über einen Prozess las, der in den nächsten Tagen anstand. Ein lautes Klopfen riss ihn aus der Lektüre. Kaum hatte er »H herein!« gerufen, ging die Tür auch schon auf, und ein gedrungener Mann mit dichtem, vorzeitig ergrautem Haar trat ein.

Rathbone erkannte ihn auf Anhieb. Mehr als eine kurze, höfliche Begrüßung war nicht nötig. Der Leumund des Besuchers war allerdings beeindruckend. Es handelte sich um keinen Geringeren als Mr Justice Ingram York, einen Mann, der einen weit höheren Rang als Rathbone bekleidete und in den letzten zwei Jahrzehnten in einigen der berühmtesten Prozesse den Vorsitz geführt hatte. Er war schon früh zum Richter berufen worden und war trotz seines hohen Amtes

kaum mehr als zehn, höchstens zwölf Jahre älter als Rathbone.

Er zog die Tür hinter sich zu und beschränkte sich beim Nähertreten auf ein knappes Nicken. Er war teuer gekleidet. Allein sein Halstuch kostete wahrscheinlich mehr als die gesamte Garderobe vieler Bürger. Seine Züge waren markant, was ihm auch bewusst zu sein schien. Nur sein Mund wirkte etwas verkniffen, ein Eindruck, den sein durchaus zufriedenes Lächeln jedoch vergessen ließ.

Wie es Höflichkeit und Respekt vor Yorks höherem Rang geboten, erhob sich Rathbone.

»Gut gemacht, Rathbone«, sagte York leise. »Äußerst komplizierter Fall. Ich hatte schon die Sorge, dass diese Fülle von Indizien die Geschworenen verwirren würde, aber Sie haben sie ihnen klar und übersichtlich dargestellt. Und Sie haben diesen doppelzüngigen Teufel nicht nur für eine hübsche Reihe von Jahren weggesperrt, sondern ein Exempel statuiert, das den einen oder anderen möglicherweise abschrecken wird.«

»Danke.« Rathbone war bei aller Freude auch überrascht. Er hatte nicht damit gerechnet, dass ein Mann von Yorks Bedeutung bei ihm hereinschneien und sein Wohlwollen bekunden würde.

York lächelte. »Wollte Sie fragen, ob Sie Lust haben, morgen Abend zum Dinner zu kommen. Auch Allan und seine Frau sind eingeladen. Er hat für meine Begriffe einen tadellosen Eindruck hinterlassen. Guter Mann.«

Rathbone nahm die Einladung sofort an. »Danke. Es würde mich sehr freuen.«

Erst nachdem York ihm die Uhrzeit und die Adresse genannt und sich mit einer Entschuldigung entfernt hatte, geriet Rathbone ins Grübeln. Er fragte sich, ob York überhaupt wusste, dass Rathbone von seiner Frau Margaret getrennt